

Neue exotische Freunde im Zoo

von

Prof. Dr. H. Hediger, Zürich

1944—1953 Direktor des Zoologischen Gartens Basel

pp. 1-62

VERLAG FRIEDRICH REINHARDT AG. BASEL

no date.

PANZERNASHÖRNER

Wenn ich 1949 in der ersten Ausgabe der «Exotischen Freunde im Zoo» noch behaupten konnte, die Tiergärten, welche ein Panzernashorn ihr eigen nennen, ließen sich an den Fingern einer Hand abzählen — so trifft das heute nicht mehr zu, obgleich die Spezies in den Tiergärten immer noch zu den größten Seltenheiten gehört, ja eine der seltensten Arten der Erde darstellt. Nach den neuesten Erhebungen des indischen Biologen E. P. Gee, über die er im 49. Band der Fachzeitschrift der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft von Bombay berichtet, gibt es im ganzen noch 345 Exemplare dieses außerordentlichen Tieres. Die meisten davon, nämlich etwa 240, leben in Assam und davon wieder der Großteil, 150 Exemplare, in dem berühmten Kaziranga-Reservat.

Nachdem ich andächtig das nahezu historische Panzernashorn in Stellingen bei Hagenbeck bewundert hatte, das andere in Paris und das dritte — und damals letzte — europäische Stück in Whipsnade (London), wäre es mir nie im Leben eingefallen, zu hoffen, daß wir

in Basel jemals ein solches Wundertier haben würden. Heute besitzt Basel — allerdings als einziger Zoo auf dem Kontinent — ein Paar! Whipsnade hat nun gleichfalls ein Paar, ebenso der Brookfield Zoo bei Chicago. Ein einzelnes Exemplar besitzt der Zoologische Garten in Rom.

Mit der Erfüllung dieses tiergärtnerischen Wunschtraumes fing es recht eigenartig an, nämlich mit dem, was ich zunächst für einen schlechten Witz hielt. Ausgerechnet aus Südamerika erhielt ich eines Tages die phantastische Anfrage, ob ich mich für ein indisches Panzernashorn interessieren würde. Aus Südamerika! Bald bot sich Gelegenheit, diese geradezu verrückt erscheinende Idee Peter Ryhiner mitzuteilen, einem jungen Basler, der gerade im Osten weilte und ein paar Jahre vorher seinen bürgerlichen Beruf an den Nagel gehängt hatte, um unter die Großtierfänger und -händler zu gehen.

Kurz — das Unwahrscheinliche trat ein. Peter Ryhiner und seine Frau hatten es zustande gebracht, im Kaziranga-Reservat für uns ein männliches Panzernashorn zu beschaffen und persönlich nach Basel zu begleiten. Die Schilderung dieser Reise, die er im 79. Jahresbericht des Zoologischen Gartens gegeben hat, klingt sehr einfach: «Wir verließen Kaziranga am 1. April 1951 um Mitternacht per Camion und erreichten

Basel mit dem Gotthardschnellzug am 30. Mai abends, waren also volle zwei Monate unterwegs. Mit dem Camion durchfahren wir die 150 Meilen lange Strecke bis Gauhati in sieben Stunden. Die Ladearbeiten auf den Flußdampfer dauerten einen ganzen Tag. Es folgte eine vierzehntägige Flußreise auf dem Brahmaputra bis Calcutta, und wir konnten uns glücklich schätzen, daß wir nach nur einem Tag Wartefrist direkt auf den Ozeandampfer weiterverladen konnten. Weitere sechs Wochen Seereise brachten uns nach Genua, wo der Zoologische Garten Basel einen großen SBB-Güterwagen bereitstehen hatte. Die Hilfe von Wärter Riedtmann* war sehr willkommen, und nach zwei Tagen Wartefrist konnten wir die Reise durch den eben wieder geöffneten Gotthard fortsetzen. Dank dem Entgegenkommen des Bahnhofvorstandes in Chiasso wurde der Güterwagen ausnahmsweise dem Expreszug angehängt, so daß wir noch am gleichen Tag in Basel eintrafen.»

Dieser schlichte Tatsachenbericht enthält das, was ohne Uebertreibung als ein außerordentliches zoologisches Ereignis für die Stadt Basel, ja für die Schweiz bezeichnet werden darf: die Ankunft eines jener seltenen Riesengeschöpfe, welche seit Kaiser Titus' Zeiten immer wieder die Bewunderung der Menschen erregt

* Am 25. September 1952 allzu früh verstorben.

haben, wenn sie — oft nach jahrhundertelangen Unterbrechungen — in Europa zu sehen waren. Für jemand, der die in einem solchen Geschöpf inkarnierte Bedeutung spürt, bleibt ein solches Ereignis unvergeßlich.

Und vielleicht das Unerhörteste an jenem 30. Mai 1951 war die von Peter Ryhiner abgegebene Versicherung, daß er uns im folgenden Jahr noch ein weibliches Panzernashorn dazuliefern könne. Der Leser weiß bereits, daß auch dieses unwahrscheinliche Versprechen eingelöst worden ist.

Zum Glück konnte im letzten Augenblick der geplante Abbruch des alten Elefantenhauses nach dessen Evakuierung aufgehalten werden. So hatte ich wenigstens ein behelfsmäßiges Dach, unter dem ich das kostbare Tier bis zum Bau einer würdigeren Behausung unterbringen konnte.

Immerhin wurde das Provisorium so eingerichtet, daß das Nashorn im Nebengehege sowohl baden als auch suhlen konnte. Das sind zwei ganz verschiedene Funktionen, denen aber für die Gesundheit dieser Tropentiere, besonders auch für ihre Hautpflege, die größte Bedeutung zukommt. Gebadet wird in mehr oder weniger klarem Wasser; die Suhle hingegen besteht aus einer schlammig-schlickigen Mulde, in der man sich wohlig wälzt und die man völlig eingeschmiert verläßt. Der erdige Teig trocknet dann allmählich auf

der Haut ein und wird im Freien an Schilf und Büschen abgestreift. In Gefangenschaft wird die eintrocknende Kruste im Bad oder mit dem Hydranten wieder aufgeweicht und abgespritzt. Wer Fango-Bäder kennt, kann die wohltuende Wirkung des Suhlers ermessen. Jedenfalls hat «Gadadhar», unser erstes Panzernashorn, vom Bad sowohl wie vom Schlammbad gerne und ausgiebig Gebrauch gemacht. Man weiß aus dem Freileben, daß die indischen Nashörner täglich baden und suhlen.

«Gadadhar» war von sanftem, ruhigem Wesen; weil er aber ein Gewicht von nahezu zwei Tonnen hatte, mußte ich den Wärtern verbieten, zu ihm ins Gehege zu gehen. Denn es bedarf bei einem solchen Koloß nur einer leichten, vielleicht liebkosenden Bewegung, und gleich sind ein paar Rippen eingedrückt, wenn man unglücklicherweise zwischen Tier und Wand zu stehen kommt. Es war anzunehmen, daß «Gadi» — wie er im Basler Volksmund bald genannt wurde — bei seiner Ankunft ein jungerwachsener Bulle, wahrscheinlich vom Jahrgang 1946, war. Seine Reife hatte er also noch nicht erlangt, vielmehr führte er sich noch wie ein richtiges Jungtier auf.

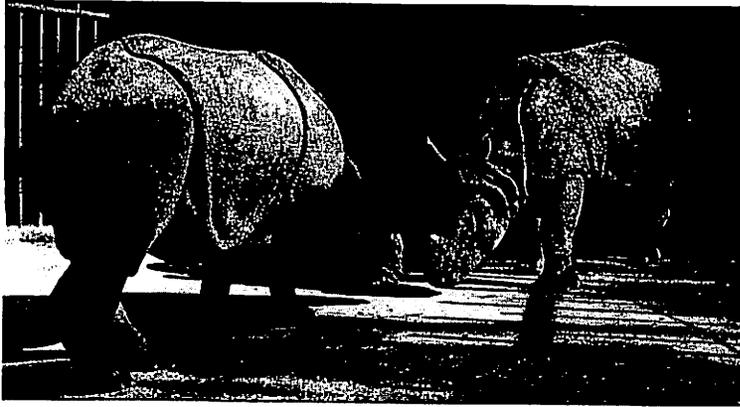
Das kam besonders schön auch in seinem Spielbedürfnis zum Ausdruck. Wir gaben ihm zu dessen Befriedigung ein Stück Baumstamm von etwa 40 cm Durchmesser und 60 cm Länge zum Spielen. Damit



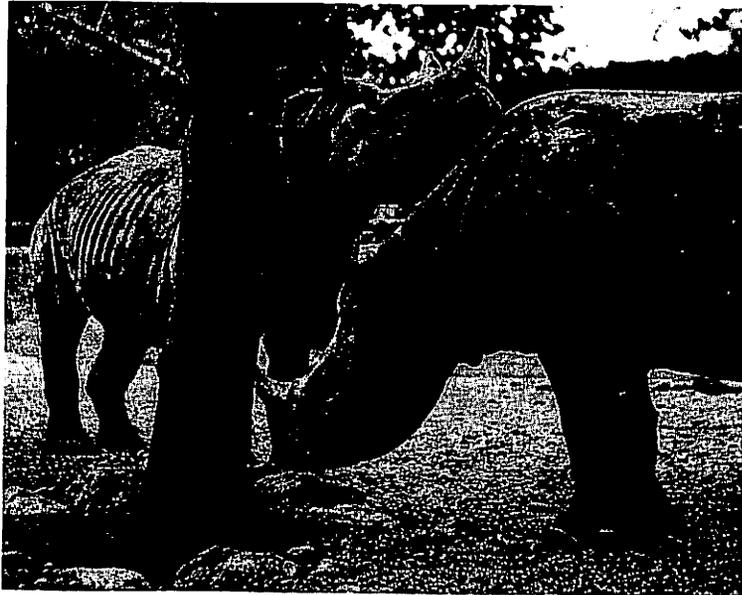
Eine originelle Aufnahme der Zoo-Photographin: Der erste Blick des eben angekommenen Panzernashorns aus der Transportkiste



Es gehört zu den Lebensgewohnheiten des Panzernashorns, täglich zu suhlen, d. h. ein Schlammbad zu nehmen



Die Basler Panzernashörner im verwaisten alten Elefantenhaus aus dem Jahre 1891. Ihre Uebersiedlung in den geräumigen Neubau erfolgte im März 1953



Im Zoo auf dem Zürichberg lebt ein Paar Schwarzer oder Spitzmaul-Nashörner. In Afrika ist diese zweihörnige Art zuweilen auf Höhen über 2000 m anzutreffen

polterte er im Gehege herum, daß es eine Freude war. Manchmal tollte er so übermütig, daß er in einer brüskten Kurve mit allen Vieren ausglitt und der Länge nach hinfiel. Dann hatte er regelmäßig blutige Hautschürfungen; das zeigt, wie delikate und wie fein durchblutet der «Panzer» dieses «Dickhäuters» in Wirklichkeit ist.

Nasenhorn, Oberlippenfinger und Vorderfüße waren die bevorzugten Organe, mit denen er das primitive Spielzeug bearbeitete. Manchmal kam es dem spiel lustigen Riesen in den Sinn, den schweren Klotz am Gitter auf sein stumpfes Horn aufzuladen und mit einer eleganten, wippenden Kopfbewegung über die 2,5 m hohen Eisenstangen aus dem Gehege zu werfen. Einmal fiel der Baumstamm einem ahnungslosen Zuschauer zwar nicht auf den Kopf, aber immerhin dicht vor die Füße.

Das war für uns begreiflicher Weise das Signal, das gefährliche Ding auf dem raschesten Wege verschwinden zu lassen. Ich suchte nach einem harmloseren Spielzeug, vor allem nach einem weicheren Ball. Gummibälle für indische Panzernashörner waren aber in keinem Spezialgeschäft der Stadt aufzutreiben. Die üblichen Kinderspielbälle waren mir zu gefährlich. «Gadi» hätte sie sofort zertreten oder zerbissen und dann vielleicht ein Stück verschlucken können. Das

Risiko eines Darmverschlusses wollte ich indessen unter gar keinen Umständen eingehen.

Daher versuchte ich es zunächst mit einem großen Medizinball, den eine Basler Sportartikelfirma großzügigerweise schenkte. Aber diese solide Lederkugel löste sich bald in ihre Bestandteile auf. Nun blieb nur noch ein Vollgummiball übrig, und zwar ein so großer, daß er vom Nashorn weder verschluckt noch angebissen werden konnte. Leider gab es aber dieses Modell nirgends zu kaufen, und es blieb nichts anderes übrig, als einen solchen Ball anfertigen zu lassen — Kostenpunkt Fr. 500.—, Gewicht nahezu 50 kg. Aber das kostspielige Spielzeug hat sich bewährt. Das Panzernashorn bearbeitete es auf geradezu köstliche Weise. Nach einer verhältnismäßig ruhigen Einleitungsphase steigerte sich der Spieleifer schließlich bis zu einem Höhepunkt, von dem kein Zuschauer nicht im Innersten gepackt wurde. Wie ein Leichtgewichtboxer tänzelte der Zweitonner in seinem Gehege herum, warf den Ball bald da-, bald dorthin, eilte ihm nach, haschte ihn, spickte ihn neuerdings gegen Gitter oder Wand, kurz, das Riesentier spielte mit der Beweglichkeit eines Kätzchens und machte Sprünge wie ein übermütiges Zicklein.

Bei solchen Tieren, deren Räume man in ihrer Anwesenheit nicht betreten darf, ist die Reinhaltung inso-

fern kompliziert, als man die Pfleglinge umsetzen muß. Bei unserem Panzernashorn machte das keinerlei Schwierigkeiten während des Sommers. Der Wärter drückte auf den Knopf, ließ das schwere Tor mit Hilfe eines Liftmotors aufziehen und konnte, sobald das Nashorn ins Außengehege gegangen und das Tor wieder heruntergelassen war, an die Arbeit gehen. Im Winter aber, bei großer Kälte, war das nicht immer zugänglich; deshalb mußte in dem uralten Elefantenhaus eine geeignete Einrichtung improvisiert werden.

Wir richteten eine hochziehbare Absperrung ein, welche zur Reinigung herabgelassen werden konnte, so daß der ganze Innenraum in zwei Hälften geteilt war. So konnte zuerst die eine, dann die andere Abteilung gereinigt werden, ohne daß der Wärter mit dem massigen Tier in Berührung kam. Die Absperrung bestand aus zwei waagrechten Balken, die 45 cm voneinander entfernt waren und zwischen solide, senkrecht in den Boden eingerammte Pfosten zu liegen kamen.

Nach schonenden Vorbereitungen gewöhnte sich «Gadi» sehr rasch an das bewegliche Gestell, das ihm — wie alles Fremdartige — zunächst etwas unheimlich war. Den Abstand der beiden horizontalen Balken hatte ich sorgfältig bemessen, so daß es dem Nashorn nicht möglich war, etwa seinen Kopf zwischen ihnen hindurchzustecken. Aber mit Großtieren gibt es ja immer

wieder Ueberraschungen. Eines Tages hatte es das Nashorn fertiggebracht, seinen Schädel zwischen den beiden Balken hindurchzuzwängen, und zwar auf die Weise, daß es ihn um 90° gedreht hatte. Kaum war ihm das gelungen, als es den Kopf wieder in die Normallage zurückdrehte, so daß der verhältnismäßig schlanke Hals zwischen den Balken steckte. Das wurde ihm bald ungemütlich, und es begann aus Leibeskräften seinen Kopf zurückzuziehen, was ihm natürlich nicht gelang, da es ihn diesmal nicht rechtwinklig abdrehte. Größte Aufregung war die begreifliche Folge. Das tonnen schwere Tier zappelte jämmerlich wie eine Maus in der Falle, als wir auf den Alarm hin erschienen. Dem rasenden Tier das Köpfchen von Hand umzudrehen, war völlig ausgeschlossen. So schrie ich nach einer Säge. Nach wenigen Sekunden, die ja in solchen Situationen immer wie Stunden dauern, war eine zur Stelle, und ein beherzter Wärter machte sich sofort dran, den oberen Balken von Telegraphenmastdicke in Rekordzeit durchzusägen. — Noch ein Ruck, und das zerrende Nashorn fiel fast auf sein Hinterteil, der Wärter machte sich aus dem Staub und alle Beteiligten atmeten dankbar auf.

Zeitig im Frühjahr 1952 erreichte uns die telegraphische Botschaft, daß es dem Ehepaar Ryhiner im Kaziranga-Reservat gelungen sei, das versprochene weib-

liche Panzersnashorn für uns zu fangen. Die Methode besteht darin, daß der zuständige Beamte auf den ausgetretenen Wecheln der Riesentiere Fallgruben anlegen läßt von 2 m Tiefe, 3,2 m Länge und 1,5 m Breite. Diese Gruben werden sorgfältig verblendet. Natürlich können Wochen und Monate verstreichen, bis ein Nashorn auf seinem Trott längs dem altvertrauten Wechsel hineinstürzt.

Tritt aber dieser Fall ein, wie das am 7. März 1952 mit unserem Panzernashornweibchen «Joymothi» der Fall war, dann werden sofort etwa 50 Kulis aufgeboten, welche gegen die eine Schmalseite der Grube eine schräg abfallende Rampe ausheben. Schließlich bleibt auf dieser Seite der Grube nur noch eine dünne, mauerartige Erdschicht. Ein breiter Eisenkäfig wird nun mit Hilfe von Arbeitselefanten auf walzenförmigen Rädern die Rampe hinuntergelassen. Jetzt kommt der spannende Augenblick, da die dünne Erdschicht durchstoßen und der Zugang in den Rollkäfig frei wird. Das beengte Rhino benützt gewöhnlich diesen vermeintlichen Ausweg — und schon schließt sich die Schiebetüre hinter ihm.

Nun folgt der Transport — wieder mit Elefantenkraft — bis zum Eingewöhnungskraal, wo sich das Tier an die Nähe von Menschen und an ein Ersatzfutter gewöhnt, um nach ein paar Wochen, wenn sich der Wild-

fang beruhigt hat, von dort den endgültigen Transportkäfig aus Hartholzbalken zu besteigen, in dem er dann die Reise nach Europa antritt. — «Joymothi» war fast drei Monate unterwegs, allein mit Mrs. Mercia Ryhiner, die unablässig um das Wohl ihres kostbaren Pfleglings besorgt war. Am 8. Juli 1952 konnte sie ihn nach allerlei Strapazen in tadellosem Zustand in Basel abliefern.

Im gleichen, längst abbruchreifen Elefantenhaus, in dem «Gadi» untergebracht war, hatten wir eine provisorische Wohnung für ihn hergerichtet, und mit aller Vorsicht wurde nun die erstmalige Begegnung der beiden Riesentiere vorbereitet. Vom Brookfield Zoo (Chicago) wußte ich, wie dramatisch solche Vereinigungen verlaufen können. Dort sind die beiden Panzer in so gefährlicher Weise aufeinander losgerast und haben einen derartigen Kampf veranstaltet, daß nichts anderes übrigblieb als sofortige und endgültige Trennung. Das ist angesichts der Seltenheit dieser Nashornart und angesichts der Tatsache, daß sie bisher noch in keinem Zoo der Welt zur Fortpflanzung gebracht werden konnte, eine ganz besonders schmerzliche Erfahrung.

Wir gingen in Basel so vor, daß ich die beiden Nashörner nicht in benachbarten Gehegen unterbrachte, sondern in zwei Gehegen, die durch einen neutralen Raum voneinander getrennt waren. Im Auslauf dieses

mittleren Geheges lagen die Suhle und das Bad. Nun ging man ganz langsam, schrittweise vor; zunächst wurde nur das Männchen ins Außengehege gelassen, dann nur das Weibchen, so daß sich die Tiere nicht sehen konnten. Dann durften sie abwechselnd die Suhle besuchen und bekamen auf diese Weise Witterung voneinander, ohne sich noch gesehen zu haben. Mehrere Tage später wagten wir es, durch das Mittelgehege getrennt, beide Tiere gleichzeitig in ihren individuellen Auslauf zu lassen, so daß sie sich erstmals auf Distanz sehen konnten. Der nächste Schritt bestand darin, beide Tiere in unmittelbar benachbarten Gehegen, also nur durch eine einfache Absperrung getrennt, einander in Augenschein nehmen und beschnuppern zu lassen. Das alles ging so gut, daß man es am 25. Juli 1952 wagen durfte, unter den üblichen Vorsichtsmaßnahmen (Bereithaltung von Besen, Hydranten usw.) die beiden zum allererstenmal im gleichen Gehege zusammenzulassen. Für einen Tiergärtner ist so etwas ein geradezu historischer Augenblick. Man stelle sich vor: in Basel begegnen sich zwei indische Panzernashörner! Jede Einzelheit dieses seltenen, tierpsychologisch hochinteressanten Ereignisses wurde im Film festgehalten. Die von Schloeth geplante sorgfältige Analyse dieses Streifens ergab schon jetzt u. a. wesentliche Einblicke in die Bedeutung des lebhaften Ohrenspiels der

Riesentiere. Im Gegensatz zu Einhufern — die ja mit den Nashörnern verhältnismäßig nahe verwandt sind — bedeutet das Nachhinterlegen der Ohren hier freundliche, ruhige Stimmung. In Situationen der Unsicherheit und der Aggression hingegen werden die großen Ohrtüten nach vorn gerichtet.

Alles verlief glimpflich; wohl krachten gelegentlich die stumpfen Hörner der schräg vorgehaltenen Schädel dröhnend aufeinander, auch gab es kleinere Verfolgungen und Balgereien, aber bald lagen die beiden Kolosse — sozusagen ein Herz und eine Seele — wie Sardinen nebeneinander in der Suhle. Ja es kam sogar bald zum gegenseitigen Ohrlutschen, was offenbar der Gipfelpunkt freundschaftlichen Umgangs unter Panzernashörnern darstellt.

Seither wurden die Nashörner regelmäßig jeweils während einiger Vormittagsstunden zusammengelassen. Man hatte das Gefühl, daß sie nach ausgiebigem Herumtollen sich für den Rest des Tages gerne wieder in ihre Einsamkeit zurückzogen. Es zeigte sich übrigens auch, daß «Gadi» offenbar noch nicht Geschlechtsreife erreicht hatte und daß bei «Joymothi» rund alle anderthalb Monate Brunftsymptome auftraten. Anfänglich wurde bei ihr sogar eine Trächtigkeit vermutet. Einem Wärter, der mit viel Geduld und einem an einer Stange befestigten Gefäß bewaffnet war, gelang es so-

gar, eine Harnprobe aufzufangen. Sie wurde entgegenkommenderweise im Basler Frauenspital zu einem Schwangerschaftstest verwendet — leider mit negativem Ergebnis.

Der Winter 1952/53 wurde von beiden Tieren gut überstanden, und das neue Elefanten-Nashorn-Haus, das mit einem Kostenaufwand von Fr. 700 000.— erstellt wurde, ging seiner Vollendung entgegen. Eines Morgens wurde die mächtige, in Assam gezimmerte Transportkiste vor den provisorischen Stall geschoben, und wie selbstverständlich spazierte «Gadi» hinein. Mit Hilfe von Spezialfahrzeugen wurde die kostbare Fracht auf einer Brücke über den Absperrgraben geschoben und in den hellen Neubau entlassen. Auch das weibliche Nashorn verhielt sich beim Umzug überraschend ruhig. Zusammen mit ihren Nachbarn, den fünf jungen afrikanischen Elefanten, wurden die so seltenen Geschöpfe am Einweihungstage, am 13. März 1953, in ihrem neuen Heim bewundert. Die Mittel für dieses schöne Tierhaus hatte — wie schon erwähnt — in großzügiger Weise der Arbeitsrappen der Stadt Basel zur Verfügung gestellt.